

Portugals Muschelmafia

Illegal ausgesetzt, kriminell gehandelt: Wie die Japanische Teppichmuschel auf unserem Teller landet.

Von Fabian Federl, Reportagen #35, 01.06.2017

Noch ist von dem nächtlichen Unheil nichts zu sehen, noch liegt der Tejo schwarz in seinem Flussbett, wie eine dunkle Folie, die ein Problem versteckt. Aber es dauert nicht mehr lange, bis die Ausmasse sichtbar sein werden. Selbst die Nacht kann das Problem nicht verhüllen. Mitten auf dem dunklen Fluss, auf halbem Weg nach Lissabon, leuchtet plötzlich ein Scheinwerfer auf. Dann ein zweiter und ein dritter. Scheinwerfer an signalisiert: Die Flut ist da. Und das bedeutet: Sie kommen an Land. Jetzt.

Erst ist es nur eine einzige schwarze Silhouette, die aus dem Wasser steigt. Dann eine zweite, dritte. Dann noch eine und noch eine; als landeten die Alliierten am Strand von Samouco, diesem kleinen Weiler an der Tejo-Mündung unweit Lissabons, steigen immer mehr Männer aus dem Wasser. Zügig, wortlos, erschöpft von der Jagd. Einige tragen rote Netze auf dem Rücken, andere Rucksäcke, schnell und schwer atmend schälen sie sich die Neoprenanzüge vom Körper. Es gilt, keine Zeit zu verlieren, niemand soll sie sehen, niemand darf sie erwischen.

Ihre Helfer am Strand warten schon. Nehmen die Säcke entgegen, einen nach dem anderen, tragen sie zu den Autos auf dem Parkplatz, laufen zurück zu den tropfenden Tauchern, um den nächsten Sack zu packen. Eine stille Kette zieht sich über den Strand, jeder Handgriff sitzt.

Nach ein paar Minuten ist alles vorbei. Die Taucher und ihre Helfer rasen samt der Beute in ihren Autos davon, der Morgendämmerung entgegen. Der Strand ist wieder leer, nur ein paar Plastikflaschen liegen im Sand. Und die Boote, die die Jäger an Land gebracht haben, bleiben als stumme Zeugen zurück, schaukeln sanft vor sich

hin. Bis zur nächsten Ebbe in zwölf Stunden. Dann werden die Männer wiederkommen.

Sie tauchen nicht nach Schätzen. Sie fädeln keine Drogendeals ein. Schmuggler sind sie auch nicht. Hunderte von ihnen steigen trotzdem jeden Tag und jede Nacht in den Fluss, um auf den Sandbänken, die sich bei Ebbe aus dem Tejo erheben, Muscheln zu sammeln. Um genau zu sein: eine ganz bestimmte Sorte. Die Invasorin. Wer sie verkaufen will, nennt sie Venusmuschel, nach dem Bauchnabel der Schönheitsgöttin. Wer korrekt sein will, sagt *Ruditapes philippinarum*, Japanische Teppichmuschel.

Sechs Zentimeter ist sie gross, wiegt zirka zwölf Gramm. Ihre Seiten sind leicht abgerundet, ihre Ober- und Unterseite gelblich-braun und gescheckt. Bricht man sie in zwei Hälften, pulsiert darin das weissgelbe Fleisch, es schmeckt nussig, erdig, tönern, hat elf Kalorien, 75 Prozent Proteine. Mit Limettensaft und Olivenöl angemacht ist sie eine Delikatesse der atlantischen Küche. Und sie hat in einer unwahrscheinlichen Kette von Ereignissen eine noch unwahrscheinlichere Menge an Problemen in der Region verursacht, wirtschaftlich, ökologisch, gesundheitlich und politisch. Am Süd- und Nordufer des Tejo, im Westen, wo er in den Atlantik mündet, und im Osten, wo die breite Bucht Mar da Palha getauft wurde, das Strohmeer, weil bei Ebbe so viel Wasser abfließt, dass das Flussbett mit seinen Algen und Gräsern zu sehen ist. Genauso wie ihr neuester Bewohner, jene Muschel, die die Sammler hier suchen. Und die eigentlich gar nicht hierhergehört.

Eines der Probleme, die mit der Muschel an den Tejo kamen, heisst Illegalität. Ein anderes Mafia. Ein drittes Tod. Nicht alle Taucher, die des Nachts in den Tejo hinabsinken, tauchen lebend wieder auf.

Der Mann, der gegen all das ankämpft und sich die Muschel damit zum Feind gemacht hat, nennt sie nur «diese verfluchte Muschel». Um sieben Uhr am darauffolgenden Morgen, während die Taucher ihre Beute der vergangenen Nacht längst auf den lokalen Märkten der Region feilbieten und ihre Neoprenanzüge zum Trocknen in den Türrahmen der Häuser baumeln, streift er sich seine schusssichere Weste über, steckt die Pistole in den Holster und steigt mit einem weiten Schritt vom Pier in die «Poseidon».

João Manuel Teixeira da Oliveira ist Einsatzleiter der Marinepolizei Lissabon, ein Typ wie ein Baumstamm. Einer, dem man die vielen frühen Einsätze in den Furchen im Gesicht abzählen kann. Vier Jahre scharfer Winterwind. Vier Jahre pralle Sommersonne. Einer, der einem so lange in die Augen blickt, bis man wegsieht; der jeden Satz so deutlich spricht, als diktiert er ihn. Einer, den sie hier nur Chefe Oliveira nennen.

Misst man die Grösse eines Problems am Format seines Gegners: Die Muschel wäre ein Gigant.

«Festhalten!», ruft der Bootsführer der «Poseidon». Chefe Oliveira steht am Bug des Schnellboots, trägt einen dünnen Fleece-Pulli, darüber die schusssichere Weste. Er ist Einsatzleiter der Marinepolizei, leitet die Operation Amêijoa Japonesa, Japanische Teppichmuschel. Mit einer Hand hält sich Chefe Oliveira an einem Griff am Bootsrand fest, mit der anderen hält er seine Zigarette, die sich im Wind von selbst aufraucht. Sein Blick geht in die Ferne, während sich links der Hafen von Lissabon aufbaut. Es ist noch dunkel, das erste Licht scheint auf das ehemalige Hafenviertel, wo sich früher Seemänner prügeln und heute Gourmets neue Edelrestaurants testen. Nur wenige Minuten später taucht die Morgensonne die imperiale Praça do Comércio, den marmornen Marktplatz Lissabons, in kaltes Licht. Die sieben Altstadt Hügel erheben sich darüber, mit ihren kleinen Kirchen und grossen Kathedralen. Vor Oliveira weitet sich der Tejo auf zu einer einzigen blauen Fläche, rechts kann man das Südufer nur erahnen. Am Horizont spannt sich ein Wahrzeichen der Stadt wie ein Faden über die Mündung. Die Ponte Vasco da Gama ist mit 17,2 Kilometern die längste Brücke Europas. Täglich wird sie von durchschnittlich 140 000 Autos überquert. Und so sehen mindestens ebenso viele Menschen, was unter ihr passiert.

Je näher die «Poseidon» der Brücke kommt, desto scheckiger wird das Bild, das Chefe Oliveira auf seinem Boot vor sich sieht: Immer mehr Lücken entblösst das Wasser des Tejo, dazwischen tauchen braune, längliche Flächen auf, braun-grüne Formen, dann Punkte. Erst weisse, dann schwarze. Kommt man näher, wandeln sich die Punkte zu kleinen weissen Trapezen, um die die kleinen schwarzen Punkte herumirren. Erst sind es zehn, dann zwanzig, dann hundert. Kneift man die Augen zusammen, wie Chefe Oliveira es jetzt tut, werden die braunen Flächen zu

Sandbänken, die weissen Trapeze zu Booten und die schwarzen Punkte zu Menschen, die auf dem Fluss zu laufen scheinen. Vornübergebeugt grasen sie den Boden ab, mit grossen Netzen auf dem Rücken.

Folgt man Oliveiras Blick geradezu auf das Südufer, über die Sandbänke, die Boote und den Tejo hinweg, erreicht man ein kleines Dorf, dessen Häuser bunte, rissige Fassaden haben, wo auf den Strassen Unkraut zwischen den Pflastersteinen herauswächst. Eines jener traditionellen Fischerdörfer, die romantische Verlorenheit und Gemeinschaft ausstrahlen, an deren Häfen Männer mit schweren Stiefeln und salzgegebter Haut arbeiten. Das Dorf heisst Seixal, und kaum etwas unterscheidet es von den Nachbarorten. Ausser dieser eine Umstand.

Hier, so heisst es, begann die Geschichte mit der Muschel.

In den Dörfern am Südufer des Tejo galt seit je: Kriselt die Fischerei, wankt das Dorf. Wirft der Tejo kein Geld ab, gibt es keins. Seit den frühen 2000er Jahren wankte das Dorf, die Krise 2008 gab dem Dorf den Rest. Und dann tauchte da plötzlich diese fremde Muschel auf. Die Fischer fuhren wieder hinaus, das Leben kehrte ins Dorf zurück. Ein glücklicher Zufall, sagen einige. Etwas zu glücklich, sagen die anderen.

Wie die Muschel selbst ist ihr Ursprungsmythos mit Vorsicht zu geniessen. Über die Jahre hat sich eine Menge Seemannsgarn in die Geschichte hineingewoben, doch allen Löchern zum Trotz geht die Erzählung im Groben so:

2008 besuchte ein Fischer aus Seixal einen Fischerort in Frankreich. Dort sah er, wie seine französischen Kollegen tonnenweise Muscheln verkauften. Muscheln, die er noch nie gesehen hatte. Er fragte nach, man erzählte ihm, dass diese asiatische Muschel schon 1972 in Frankreich eingeführt worden sei, in Aquakulturen. Die Invasorin wächst schnell und schmeckt genauso wie die einheimische Spezies. Der Fischer wusste, dass die Krise die Fabriken in seiner Region zur Schliessung zwang, die Männer jetzt herumsassen, die Frauen nicht mehr einkauften. Dass die Wirtschaft am Boden lag, im Dorf, in der Region, im ganzen Land. Also kaufte er sich einen Sack Japanische Teppichmuscheln, fuhr damit zurück nach Seixal, warf sie in den Tejo und wartete. In der Hoffnung, sie würde sich vermehren.

Ein Fluss ist aber keine Aquakultur. Verbreitet sich etwas, lässt es sich meist nicht mehr aufhalten.

Und genauso kam es. Laut der Ernährungsorganisation der Vereinten Nationen gab es 2006 keine Japanische Teppichmuschel in Portugal. 2008 geisterte erstmals die Geschichte mit dem Frankreichbesucher durch die Region rund um Lissabon. 2010 bemerkten die Fischer eine neue Spezies in ihrem Fang. 2011 folgten die ersten Sammler aus anderen Ecken Portugals. 2012 waren es bereits hunderte, die davon lebten. 2014 war die Japanische Teppichmuschel die meistverbreitete Muschelsorte im ganzen Mündungsgebiet.

Für Seixal waren das gute Nachrichten. Die Fischer gingen nun sammeln, sie verkauften die Muscheln an die feinen Restaurants in Lissabon, in Touristenorten, auf Märkten. Die Kunden waren zufrieden, die Menschen in Seixal waren es auch. Die Männer mit den schweren Stiefeln gingen wieder an die Docks, die Händler hielten an, um ihre Waren zu verkaufen und neue einzuladen. Die Frauen standen wieder an den Ständen, während die Kinder spielend um sie herumhüpften. Das Leben war in ihr Dorf zurückgekehrt.

Und so hätte es ja eigentlich auch weitergehen sollen.

Chefe Oliveira wischt über die Armaturen der «Poseidon». Für ein Motorboot liegt es ziemlich tief im Wasser, was laut Oliveira nötig ist, für die hohen Geschwindigkeiten. Deswegen kann es aber nicht im seichten Wasser fahren – die «Poseidon» hat zu viel Tiefgang. Er sieht abwechselnd auf den Tiefenmesser und in sein Fernglas. Jetzt, wo sich das Wasser fast auf Niedrigstand befindet, kann Chef Oliveira die meisten Sandbänke vor sich sehen oder zumindest erahnen, manche liegen knapp unter dem Wasserspiegel, man erkennt sie nur daran, dass Menschen, wie schwebend, auf dem Tejo laufen.

Bis zu vier Meter sinkt der Wasserspiegel des Flusses unter der Ponte Vasco da Gama, das Strohmeer ist hier sichtbarer als anderswo, fruchtbarer und besser erreichbar. Wenn Chef Oliveira bei Ebbe auf die illegalen Sammler trifft, geschieht etwas Seltsames. Nämlich: gar nichts. Die Menschen auf den Sandbänken halten inne, schauen in Richtung der Polizeiboote, tuscheln. Und machen weiter. «Jedes Mal

dasselbe Spiel», sagt Chefe Oliveira. Bei Flut werden die Sammler versuchen zu fliehen, von Sandbank zu Sandbank, sich auf die nächsten Inseln retten. Chefe Oliveira wird die Polizeiboote zwischen den Sandbänken positionieren, Ausschau halten und rauchen. Er wird «Gas geben!» rufen, wenn sich ein Boot bewegt, und sich in den Sitz fallen lassen, wenn sie zu spät kommen. Manche Boote werden sie nur haarscharf verpassen. Und hinter sich das nächste Boot auf der Flucht sehen. Der Chefe wird wieder «Gas geben!» rufen und doch zu langsam sein.

Bis die Flut kommt. Die Sandbänke dünner werden. Die Fluchtwege weiter. Zentimeter um Zentimeter, Minute um Minute macht die Flut aus dem Strohmeer wieder eine Flussmündung. Ein Ort, an dem die «Poseidon» den kleinen Booten der Sammler überlegen ist.

Kommt die Flut, wird Chefe Oliveira sich setzen, seinen Gurt festziehen. Er wird seinen Holster sichern, den Halter für sein Funkgerät und seine Zigaretten. Er wird sich noch eine Zigarette anzünden, sich nach hinten drehen, gegen die Sonne lächeln und sagen: «Noch fünf Minuten.»

Folgt man Oliveiras Blick auf das Nordufer zu, am Ozeanarium vorbei, über die moderne, schwingende Architektur auf dem Expo-Gelände Lissabons und die herrschaftlichen Anwesen und Edelboutiquen im Viertel Roma, landet man bei der Universität, einem grauen Waschbetonklotz, wo sich Schmutzschlieren vom Dach nach unten ziehen. Wo Rauch zwischen den Gebäuden aufsteigt, weil vor den Vorlesungssälen ein paar Geschäftstüchtige provisorische Grills aufgestellt haben, um den Studenten Fisch und Kalmare zu grillen. Hinter den Rauchschwaden und Studentenschlangen leuchtet ein Logo: «MARE».

In der Eingangshalle wartet Paula Chainho, Meeresbiologin an Portugals grösstem Marineforschungsinstitut. Muscheln sind ihr Fachbereich. Genau genommen ist sie die einzige Muschelexpertin weit und breit, das macht sie zu Portugals erster Adresse für Muschelfragen. Ihr Wissen teilt sie in verschiedenen Medien mit, in Bürgerversammlungen, sogar vor dem portugiesischen Parlament.

Chainho ist eine quirlige Person, sie gestikuliert wild, redet schnell und beendet ihre Sätze selten. Viel lieber spricht sie in Ellipsen, beginnt mit einem Gedanken, setzt

an einem anderen Punkt wieder an oder unterbricht für ein ganz anderes Thema. Im Institutsgebäude führt sie ihr Büro, erster Stock, an den Wänden taxonomische Abbildungen, Wasserkarten, zwischendrin Fotos ihrer zwei Kinder. Auf dem Schreibtisch schlägt sie eine Karte der Tejo-Mündung auf. Seixal im Süden, Samouco im Osten, Lissabon im Norden, Almada im Westen.

Seit neun Jahren fährt Chainho die Fischerorte der Flussmündung ab, verteilt Fragebögen an den Stränden, wo Sammler in den Fluss steigen. Da deren Machenschaften illegal sind, sprechen nur wenige. Also muss die Forscherin die Taucher direkt erwischen, wenn sie mit ihren vollen Netzen aus dem Fluss laufen. «Dann haben sie keine Ausreden», sagt Chainho.

Mit den Sammlern, die sie befragt, bleibt sie danach in Kontakt; der eine kennt den nächsten und der wieder jemanden. Chainho erkannte noch vor allen anderen, dass es sich bei den Muschelsammlern in der Tejo-Mündung um mehr als ein paar einzelne Männer handelt, die ihre Kinder ernähren wollen. «Das ist eine Mafia», sagt Chainho. «Nein, warte ..., organisierte Kriminalität. Mafia klingt so dramatisch.» Sie hält einen Moment inne und sagt: «Weisst du was, ich bleibe doch bei Mafia.»

Muscheln waren für Chainho einst ein Symbol für Heimat, für die Tradition ihrer Stadt und ihrer Nachbarn. Deshalb nimmt sie die kriminelle Verban­delung persönlich. Vor kurzem feierte sie ihren 44. Geburtstag und damit das 44. Jahr, in dem sie sich mit Muscheln beschäftigt. Sie wuchs direkt am Meer auf, 50 Kilometer südlich von Lissabon. Auf dem Weg zur Schule sah sie täglich den Strand, die Fischer, die Boote. Ihr Vater fuhr jeden Tag nach Norden, an den Tejo, in eine der Fabriken, die über Jahrzehnte ihre Säuren und Metalle ungefiltert in den Fluss schütteten.

Chainho schrieb sich für Biologie an der Universität Lissabon ein und sah dort jeden Tag wieder die Fischer am Fluss, die Rentner und Kinder, die einzelne Muscheln hinaus­zogen, die sie dann am Abend gemeinsam assen, so wie sie es mit ihrer Familie tat. Sie schrieb ihre Abschlussarbeit über die traditionelle Muschelfischerei vor Ort und zog, immer den Muscheln nach, in die USA. Nach Norfolk, Virginia. Ein Ort, so bekannt für seine Muscheltradition, dass seit 1895 seine Baseballmannschaft Norfolk Clams genannt wird.

Als sie 2008 zurückkam, um ihre Doktorarbeit – natürlich über Muscheln – in Lissabon zu beenden, hörte sie die Gerüchte über die Invasorin.

Abends, nach der Arbeit, ging sie am Strand von Almada vorbei. Anfangs hatte keiner dort etwas gehört. Dann kamen immer mehr Fremde, erst aus dem Süden, dann auch aus dem Ausland. Wo früher Rentner und Kinder sammelten, standen 2010 schon etliche Sammler. Die ersten waren zu Fuss, am Tag liefen sie über die Sandbänke, in der Nacht folgten die Taucher. Danach kamen andere mit einem berbigoeiro, einer Mischung aus Rechen und Kescher. Dann kamen Boote, später Boote mit Fanggittern, ganchorra, gross wie Küchenzeilen. Sie wühlten den Flussboden grossflächig auf. Jahrzehntelang sedimentierte Verschmutzungen sind seitdem wieder im Flusssystem.

Die Muschel ist wie ein Filter. Eine einzige wird mit bis zu 20 Liter Wasser am Tag durchspült. Der Dreck aus dem Wasser und den Sedimenten setzt sich in ihrem Fleisch fest, die jahrzehntealten Säuren und Metallreste aus den Webereien, den Werften, den Düngerefabriken und Glashütten werden so herausgefiltert. Phosphate, Lösungsmittel, Farbstoffe, Zink, Blei, Cadmium, Quecksilber lagern sich im Flussboden ab. Im Fleisch der Teppichmuschel konnte Chainho fäkalcoliforme Bakterien wie etwa E.-coli-Bakterien sowie Enterokokken nachweisen.

Auswirkungen des Muschelkonsums reichen demnach von Symptomen wie Durchfall und Erbrechen bis hin zu den Langzeitwirkungen einer Metallvergiftung: Die Metalle gelangen über den Magen ins Blut, setzen sich in Gehirn, Leber, Nieren ab. Krebs, Blutarmut, Sehstörungen, Nervenschäden und Lernschwierigkeiten bei Kindern wurden bereits auf Schwermetallvergiftungen zurückgeführt.

Paula Chainho entwickelte Fragebögen, Alter, Herkunft, Schulbildung. Sie fragte nach Fangart, Arbeitstagen und -dauer. Ihr Institut schenkte Interesse und finanzielle Unterstützung, ihre Kollegen begleiteten die Forscherin, wenn sie täglich die Strände der Tejo-Mündung ablief. Ein ganzes Jahr lang.

Sie veröffentlichte die Studie 2015: Täglich gehen zwischen 2000 und 3000 Sammler in den Tejo. 172 davon haben Muschelsammellizenzen. Null davon für die Japanische Teppichmuschel. Die meisten Sammler arbeiten sechs Tage die Woche. Die

Sammler sind meist zwischen 20 und 40 Jahre alt. Je nach Fangart sammelt ein einzelner zwischen 40 und 400 Kilogramm am Tag.

Alle grossen Medien Portugals berichteten über die Studie. Reporter machten sich auf den Weg an die Strände. Es liefen grosse Webfeatures, Fernsehdokumentationen, Hörfunk-Beiträge. Eine Radioreportage des öffentlichrechtlichen Senders RTP gewann 2016 den wichtigsten Journalistenpreis Portugals. Die Behörden reagierten, deklarierten den Tejo als Zone C, den höchsten Kontaminationsgrad. Die Fischer, sagt Paula Chainho, ässen die Muschel schon lange nicht mehr.

Und dann, wie durch Zauberei, verschwand die Japanische Teppichmuschel von den Märkten, den Speisekarten und Zutatenlisten.

«Fragt man heute in Restaurants am Ufer, woher die angebotenen amêijoas, fresca do mercado kämen, gibt es zwei mögliche Antworten», sagt Chainho. «Entweder kriegt man zu hören, die Muscheln kämen aus dem Süden aus einer Aquakultur. Wer das glaubt, ist selbst schuld. Oder sie sagen, dass es sich gar nicht um die Japanische Teppichmuschel handle. Für einen Laien ist das nicht zu erkennen.»

Die EU-Kommission nennt die Japanische Teppichmuschel die meistkultivierte Venusmuschel Europas. In Portugal sollen 2014 zwischen 1000 und 3000 Tonnen produziert worden sein. Laut den Studien von MARE wurden 2014 rund 17 000 Tonnen allein aus der Tejo-Mündung gesammelt. Die riesige Differenz dazwischen, das ist der Schwarzmarkt.

90 Prozent des Fangs werden aus Portugal exportiert. Der Grossteil nach Spanien, von dort in den Rest der EU. Und weil der Fang illegal ist, ist der Export unkontrolliert. Dem ersten Käufer wird die Invasorin aus dem Tejo am Markt noch als Getupfte Teppichmuschel aus Setúbal verkauft. Dem nächsten als Venusmuschel aus Portugal, dem übernächsten als Venusmuschel aus dem Atlantik. Und irgendwann heisst es nur noch: Muschelfleisch.

Die Invasorin findet sich in tiefgefrorenen Eintöpfen, Paella, Meeresfrüchtemischungen. In Fischsud, in Konserven, den Spaghetti Vongole beim Italiener um die Ecke, im Spezialitätenladen und an Frischtheken. Supermärkte sind

meist vorsichtiger, oder sie unterliegen strengeren Kontrollen. Bei Coop steht auf der Verpackung der Meeresfrüchtemischung, dass es sich um Gewellte Teppichmuscheln aus dem Pazifischen Ozean handle, beim Grossmarkt Metro und beim Tiefkühlwarendienst Bofrost steht nur «Venusmuschelfleisch» beziehungsweise «Teppichmuscheln». Damit kann das Fleisch der Strahligen Venusmuschel gemeint sein oder das der Gewellten Teppichmuschel oder eben jenes der Japanischen Teppichmuschel.

Wie auf Asphalt brettet die «Poseidon» über die Wellen, 30 Knoten, Chefe Oliveira hält sich am Griff unter den Armaturen fest, 35 Knoten, das Boot hebt ab, landet heftig, Oliveiras Handy rutscht aus der Hosentasche, zerschellt, Hülle, Platine und Akku rutschen hin und her, 40 Knoten, eine kleine weisse Form blitzt hinter den Pfeilern der Ponte Vasco da Gama hervor, der Fahrer bemerkt das Polizeiboot, reisst das Ruder herum, 45 Knoten, Oliveira ruft «rechts abfangen!», der Bootsführer lenkt ein, rechts am Pfeiler vorbei, um dem Sammlerboot den Weg abzuschneiden.

Gas weg. Megafon raus. Chefe Oliveira muss nichts sagen. Alle wissen, was jetzt kommt.

Zwei Männer sitzen im Boot, beide Mitte 30, braungebrannt, glatzköpfig. Sie wirken genervt, als wäre die Kontrolle schon ein Teil ihrer Arbeitsroutine. Oliveira hievt einen von ihnen zu sich auf die «Poseidon», der andere reicht ihm seinen Eimer, einen Sack Muscheln, dann einen zweiten und einen dritten. Jeder Sack wiegt 10 Kilogramm.

Der zweite Sammler steigt von seinem kleinen Fischerboot in Chefe Oliveiras Polizeiboot. Er rutscht und schlittert in seinem Boot hin und her, reicht seinen Fang in den prall gefüllten roten Netzen rüber und robbt sich am Ende selbst über die Reling. Chefe Oliveira steht am Bug, sieht in sein Fernglas, raucht und wartet.

Dann nimmt er die Personalien der beiden auf. Sie haben nur die Kopie eines Ausweises dabei, eines rumänischen Passes, verwaschen und ausgebleicht. Die Buchstaben sind kaum erkennbar, das Papier zerfleddert, die beiden müssen zur Personalienüberprüfung mit auf die Wache. Keiner von beiden spricht Portugiesisch.

Auf dem Neoprenanzug des einen steht «Conduza seu destino», «Sei deines Schicksals Herr».

Die beiden Sammler nehmen hinten im Boot Platz, die Hände überkreuzt, Kopf gesenkt. Davor sitzen Oliveiras zwei Kollegen. «Festhalten!», ruft der Bootsführer, es geht weiter, die nächste Kontrolle. Keine Zeit, die beiden Passagiere erst abzuliefern. Über einen Grossteil der Sandbänke schwappt bereits das Flutwasser, viele Sammler sind unterwegs an die Strände, weg von Chefe Oliveira. Die «Poseidon» fährt weiter, das kleine weisse Boot der beiden Sammler dümpelt auf den Wellen, verlassen – wie ein Stück Treibholz. Erst morgen wird es jemand abholen.

Chefe Oliveira wird an diesem Tag 30 Menschen kontrollieren, mit den gleichen kopierten, zerfledderten rumänischen Ausweisen. Keiner wird sich verständigen können, «vorläufiger Pass» kann aber jeder sagen. Oliveira wird jedem mehrere hundert Euro Bussgeld verordnen, kaum einer wird das zahlen. Die meisten werden schon eine Woche später nicht mehr in Portugal sein.

«Moderne Sklaverei», sagt Chefe Oliveira. Seit vier Jahren kontrolliert er die Sammler hier an der Ponte Vasco da Gama. Immer die gleichen vorläufigen Pässe. Nie sieht er jemanden zum zweiten Mal. Wer erwischt wird und trotzdem in Portugal bleibt, verlagert seinen Aufgabenbereich; mietet Boote, putzt, fälscht Unterlagen, kocht oder wirbt neue Leute an. Der Chefe benutzt das Wort empresa, wenn er über die Sammler spricht, Unternehmen.

Verschiedene Unternehmen konkurrieren in der Tejo-Mündung: In Barreiro sammeln ausschliesslich Roma. In Alcochete Ukrainer. In Paio Pires Guineer und in Samouco Rumänen.

«Der Handel mit der Muschel ist lukrativer», sagt Oliveira. Lukrativer als der Drogenhandel, meint er. «Und einfacher.» Er rechnet vor: Zwischen 1.80 und 4 Euro pro Kilogramm, 20 Kilogramm pro Sammler bei einem Tauchgang, das ergibt 80 Euro pro Sammler. Hat ein Boot vier Sammler geladen, macht das 360 Euro pro Boot.

Manche Taucher verdienen aber noch viel mehr. Janeca steht am Südufer des Tejo, hier liegen etwa 50 Boote in einer Bucht, kleine und grosse, einige mit langen, auffälligen Metallstangen am Heck, an denen die Fanggitter befestigt werden. Janeca

fährt mit der Hand über den orangefarbenen Lack seines ersten Bootes, das an Land liegt wie gestrandet, jahrelang wurde es nicht mehr genutzt. Er schüttelt abschätzig den Kopf, wenn man ihn auf die Fanggitter anspricht. «Elendig» nennt er sie. Er klopft auf die Aussenwand seines Bootes, der «Filipa Miguel», «Apanha de Bivalves» steht darauf geschrieben, «Muschelfang». Als er den Kutter noch nutzte, sei Muschelfischerei eine alltägliche Beschäftigung gewesen, sagt er, ein Hobby für viele, ein Beruf für wenige. Auf die Idee, mit einem Fanggitter das Flussbett zu ruinieren, wäre damals niemand gekommen.

Janeca heisst eigentlich João Ramajal, da aber alle hier João heissen, nennt man ihn Janeca. Er trägt Pomade im schwarzen Haar, ist 40 Jahre alt und das, was man im klassischen Sinne gutaussehend nennt. Wäre das Leben sanfter zu ihm gewesen, hätte er Fotomodell sein können. Doch die vielen Nächte unter Wasser haben Spuren in seinem Gesicht hinterlassen, die Haut sieht rau aus, die Ringe unter seinen Augen sind dunkel und tief, der Rücken gebeugt. Er wirkt müde, auch diese Nacht hat er nicht geschlafen.

Am Vorabend, zur Dämmerung, streifte er sich hier in der Bucht seinen Neoprenanzug über, seine Handschuhe und seine Taucherbrille, so erzählt er jetzt. Er schnallte die Bauchtasche um, prüfte Sauerstoffflasche und Stirnlampe, lief zum Pier. Dort wartete ein Freund in ihrem gemeinsamen Boot, winkte Janeca zu sich herein. Dann verschwanden die zwei Männer in der Dunkelheit.

Unter der Ponte Vasco da Gama angekommen, wo über ihnen die letzten Pendler aus Lissabon hinaus- und die ersten Nachtarbeiter in die Stadt hineinfuhren, klickte Janeca die Stirnlampe an, knotete ein Seil an seinem Oberkörper fest, griff das andere fest mit der Hand und liess sich in den Fluss gleiten.

In fünf Metern Tiefe stösst er auf den lehmigen Grund, trotz Stirnlampe sieht er kaum weiter als 30 Zentimeter. Hält er seine Hand direkt vor die Augen, sieht er ihre Umrisse. Janeca kniet sich hin, tastet vorsichtig den Grund ab, fährt mit der flachen Hand sanft über den Boden. Spürt er ein Loch im Schlick, weiss er, dass er richtig ist. Die Japanische Teppichmuschel gräbt sich zum Schutz ein im Lehmboden. Das Loch, durch das sie atmet, verrät sie. Janeca pult dann mit zwei Fingern im Grund, zieht die Muschel heraus, steckt sie in seine Brusttasche und tastet sich weiter voran. Die ganze

Nacht, bis er noch vor Sonnenaufgang an der Bucht seine Muschelsäcke ins Auto wirft, seine schlammige, nasse Kleidung auf einer Plane im Kofferraum ausbreitet, mit dem Auto die Bucht in Richtung Autobahn verlässt, eine halbe Stunde nach Norden fährt, über die Ponte Vasco da Gama, nach Lissabon, hinunter bis ins Zentrum, nur eine Strasse hinter dem Mercado da Ribeira, mit seinem weissen Marmor und den gusseisernen, französisch anmutenden Ornamenten, wo er schliesslich seinen nächtlichen Fang abliefert.

Am Anfang waren die ersten Sekunden des Tauchgangs für Janeca immer angsteinflössend, dieser Moment, wenn das eiskalte Wasser seinen Körper erst berührt, dann umschliesst und die Dunkelheit ein Vakuum um ihn bildet. Wenn die Strömungen des Tejo, die den Fluss in den Atlantik spülen, an seinen Gliedern ziehen. Mittlerweile aber hat die Angst Janeca verlassen. Ins Wasser zu steigen, kostet ihn keine Überwindung mehr.

Jetzt, am anderen Tag, spricht er über seine Arbeit wie über ein Kunsthandwerk. Er hat ein Gespür entwickelt, eine Intuition dafür, wo er am besten suchen muss, wann die beste Zeit dafür ist. Wie lange er im Wasser bleiben muss, um genug Geld nach Hause zu bringen. Wie lange er tauchen kann, um keine Schäden davonzutragen. Das Gefühl in den Füßen verliert man nach zwei Stunden, das in den Händen nach drei. Nach vier verliert man die Orientierung, dann das Zeitgefühl. Manchmal findet ein Taucher eine Muschel alle zehn Sekunden, manchmal dauert es mehrere Minuten bis zur nächsten.

Vergangene Nacht hat Janeca 90 Kilogramm Muscheln gesammelt. 360 Euro hat er dafür bekommen. Mehr als die anderen, die das Fanggitter benutzen. Janecas Muscheln sind handverlesen. Schöner und grösser. Und das hat seinen Preis.

Seine Dienstleistung ist nicht billig. Für wen er taucht, kommt auf den Auftrag an. Vorige Woche tauchte er für die Hafengesellschaft, reparierte Träger im Hafenbecken. Und nun eben für Muscheln; ein Händler hat ihm den Auftrag gegeben. Manchmal taucht Janeca auch für die Wissenschaft. Um genau zu sein, für Paula Chainho, die Muschelexpertin. Janeca war ihre erste Quelle. Wie Chainhos ist auch Janecas Leben untrennbar mit der Muschel verbunden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Janeca wuchs in Lissabon auf, verliebte sich mit 17 Jahren in ein Mädchen aus Almada, zog auf die andere Uferseite, zu ihrer Familie. Vater Fischer, Bruder und Onkel Taucher. Nach zwei Wochen begleitete er die Männer das erste Mal zur See. Sie sammelten Muscheln im Meer, Arten, die es heute nicht mehr gibt, allen voran die Getupfte Teppichmuschel. Sie assen sie selbst oder verkauften sie an die Nachbarn. Es war gutes Geld. Als das erste Kind geboren wurde, musste Janeca öfter raus. Als das zweite kam, fast jeden Tag.

Janeca wusste, dass Geld aus körperlicher Schwerstarbeit nicht von Dauer sein kann. Abends begann er Unterricht zu nehmen, holte das Abitur nach, dann machte er einen Abschluss in BWL, Thema: «Muschelfischerei am Beispiel der Getupften Teppichmuschel». Wenige Wochen nach Veröffentlichung lag die Arbeit auf dem Tisch von Paula Chainho.

Sie überredete ihn, bei ihr ein Masterstudium zu beginnen. Für seine Abschlussarbeit sprach er mit Fischern im Mündungsgebiet. 2010 war das, zweimal hörte er den Namen Japanische Teppichmuschel und dachte: Da irrt sich jemand, diese Sorte gibt es hier nicht. 2012, als die Arbeit erschien, war sie schon aus der Zeit gefallen. Die Getupfte Teppichmuschel war von der Japanischen Teppichmuschel verdrängt worden. Und die einheimischen Sammler von den ausländischen, die besser organisiert waren als sie selbst. Doch kannten sie die Gegend nicht. Die Tücken des Flusses. So kostete es manch einen das Leben.

Wie den Ukrainer. Wer er war, weiss keiner so genau. Manche sagen, er hätte in einem der Dörfer gelebt, andere erzählen, er sei wegen der Muscheln gekommen. Alle sind sich aber in einem Punkt einig: Als er in den Fluss stieg, um Geld zu verdienen, war er 17 Jahre alt. Er ertrank, als die Polizei sich näherte und seine Kollegen ihn zurückliessen. Den Taucheranzug des Ukrainers habe man, so erzählt es Janeca, hier in der Bucht von seinem leblosen Körper gezogen.

In zwei Jahren sind sechs Sammler in der Tejo-Mündung umgekommen. Einer wurde von einem Bootsführer auf einer Sandbank übersehen. Dort stand er dann und sah, wie die Flut immer näher rückte. Er ertrank oder erfror. Ein anderer wurde von der Schraube eines Bootes am Kopf getroffen. Er fiel in Ohnmacht und ertrank. Die Leichen von drei Männern in Unterwäsche und ohne Dokumente wurden allein

innerhalb einer Woche im Oktober 2015 am Strand von Seixal und Barreiro gefunden. Sie waren ertrunken. Der einzige Tote, von dem man den Namen weiss, ist Francisco Farinha, ein portugiesischer Anwalt, der sich um die Rechte der Fischer kümmerte. Sein Studium hatte er mit dem Geld aus der Muschelfischerei bezahlt. Er ertrank, wie der Ukrainer, bei einem Polizeieinsatz.

Es ist mittlerweile später Nachmittag, die «Poseidon» gleitet ruhig über den Tejo. Die Flut hat den Wasserpegel steigen lassen und alle Sandbänke langsam verschlungen. Das Strohmeer ist, zusammen mit seinen Bewohnern, wieder unter einer blauen Decke verschwunden. Für Chefe Oliveira heisst das, es geht zurück ins Hauptquartier, vorbei an den Altstadthängeln Lissabons, die die schwächer werdende Sonne des Tages nur noch zur Hälfte erreicht.

In der «Poseidon» sitzen nun zwei neue Passagiere, die nächste Stichprobenüberprüfung. Im Rumpf des Bootes lagern 300 Kilogramm Muscheln, verteilt auf 20 pralle rote Netze. Wie schön diese Geschichte enden könnte, würde Chefe Oliveira nun den Fang in eine Asservatenkammer bringen, vor sich die tausenden beschlagnahmten Säcke der letzten Einsatztage. An jedem einzelnen könnte man erkennen, wie weit Oliveira und seine Kollegen den Vormarsch der Invasorin zurückgeschlagen haben. Stück für Stück, jeden Tag ein bisschen. Bis sie sie irgendwann besiegt hätten.

So einfach ist es aber nicht. Deshalb greift Chefe Oliveira jetzt nach einem der Säcke, hievt ihn auf die Schulter, beugt sich vornüber und wirft ihn in den Fluss. «Eins!», ruft er, dann den nächsten Sack, «zwei!» und einen weiteren, «drei! Das ist das Blödeste an der ganzen Sache», sagt er, «die Muscheln müssen zurück ins Wasser.» Eben weil die Japanische Teppichmuschel eine Invasorin ist, gilt Quarantäne; sie darf nicht aus dem Gewässer bewegt werden. «Wir beschlagnahmen die Muschel, werfen sie zurück, und am nächsten Tag holt jemand anderes sie wieder hinaus, und wir beschlagnahmen sie erneut», sagt Oliveira. Dass das niemandem nützt, weiss er. Und wer den Schaden trägt, auch. Oliveira richtet seinen Blick auf die beiden Sammler, die auf der Rückbank der «Poseidon» sitzen, die nassen T-Shirts kleben ihnen am Oberkörper, darüber die Latzhosen aus Gummi, braun und schmutzig. Zwei

kleine Fische im grossen Schwarm der nächtlichen Taucher. Zwei, die selbst auch nur Opfer sind.

Der Bürgermeister von Samouco, dem am schlimmsten betroffenen Dorf, berichtet von Garagen, in denen 25 Schlafsäcke auf dem Boden verteilt liegen. Von Zeitungsannoncen in Rumänien und der Ukraine, in denen für das kleine Dorf geworben wird, man könne gut Geld verdienen mit dem Muschelfang. Und von den unwürdigen Bedingungen, unter denen die Angelockten dann leben. Rund 1000 Sammler, von über 2600 gemeldeten Einwohnern, wohnen in dem Dorf. Zwei davon sind die beiden Rumänen, die jetzt gerade hilflos bei Chefe Oliveira auf der Rückbank sitzen. Die beiden sprechen nur rudimentäres Englisch, die Polizisten kein Rumänisch, Chefe Oliveira und die Kollegen versuchen sich über die gemeinsamen lateinischen Wurzeln ihrer Sprachen zu verständigen. Das klappt hin und wieder auch ganz gut. Sie informieren die zwei Männer, dass ihr Boot – *barcă* – morgen früh abgeholt werde, dass sie ein Bussgeld – *amendă* – bekämen. Als Oliveira ihren Fang über Bord wirft, lacht einer der beiden laut auf: «Work», sagt er, «gratuit.» Gemeint ist: Da geht der Lohn eines Arbeitstags über Bord.

Am Hafen von Lissabon angekommen, springt Chefe Oliveira als Erster von der «Poseidon» auf den hölzernen Pier. Er öffnet die Schlaufen seiner Schwimmweste, reicht einem der Sammler die Hand und führt ihn über die Treppen hinaus auf eine grosse Betonfläche, das Dock von Alcântara, dem grössten Jachthafen Lissabons, direkt vor den Verladedocks der ehemaligen Seegrossmacht Portugal. Hinter kleinen und grossen Jachten liegen Tanker an, Frachtschiffe und Schlepper. Von hier aus geht es nach Südamerika, Afrika, hinaus in die Welt, wo die Portugiesen einst eroberten und siedelten. Früher war es die Marinepolizei, Oliveira und seine Männer, die hier den Zoll bei ihren letzten Kontrollen unterstützte. Hin und wieder machen sie das noch immer. Doch mittlerweile haben andere Polizeieinheiten viele der ehemaligen Aufgaben übernommen.

«Unsere Hauptaufgabe», sagt Chefe Oliveira mit dem Blick auf den Hafen und die untergehende Sonne über der Flussmündung, «ist diese verfluchte Muschel.»